

Alina Grabowski

FRAUEN  
UND KINDER  
ZUERST

Roman

Atlantik

A

A

Alina Grabowski

**FRAUEN  
UND KINDER  
ZUERST**

Roman

Aus dem Englischen  
von Eva Kemper

Atlantik

Die Originalausgabe erscheint 2024 unter dem Titel  
*Women and Children First* bei SJP Lit/Zando.

*Atlantik ist ein Imprint des Hoffmann und Campe Verlags, Hamburg.*

1. Auflage 2023

Copyright © 2023 by Alina Grabowski

Für die deutschsprachige Ausgabe:

Copyright © 2023 Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg

*www.hoffmann-und-campe.de*

Umschlaggestaltung: Vivian Bencs © Hoffmann und Campe

Umschlagabbildung: © jametlene-reskp/unsplash

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Gesetzt aus der Adobe Caslon Pro

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-455-01658-1

  
HOFFMANN  
UNDCAMPE

---

Ein Unternehmen der  
GANSKE VERLAGSGRUPPE

»Es heißt nur aus einem Grund  
›Frauen und Kinder zuerst‹ –  
man will sehen,  
ob die Rettungsboote stark genug sind.«

**Jean Kerr**

**VORHER**

11  
Jane

54  
Natalie

100  
Layla

138  
Mona

180  
Marina

**NACHHER**

201  
Olivia

233  
Rae

267  
Maureen

299  
Sophia

343  
Brynn

VORHER

## Jane

Am letzten Samstag im Mai ertrinke ich im Schlaf. Es passiert schnell. Ich stehe am Strand, und als ich ins Wasser schaue, streckt mein Spiegelbild eine zittrige Hand aus und zieht mich hinab. Allerdings ist es weniger ein Ziehen als vielmehr ein wütender Ruck, als wäre mein Arm ein wippender Pferdeschwanz, und plötzlich drückt mich meine eigene Hand von oben in den Sand. Ich will schreien, aber meine Worte lösen sich auf in einen Strom aus Blasen. Ich bin noch nicht so weit, will ich sagen. Aber dann wird alles schwarz.

Ich dachte, in Träumen dürfte man nicht sterben?

Als ich die Augen öffne, sehe ich, dass ich das Fenster neben meinem Bett offen gelassen habe, weil ich manchmal bescheuert bin. Der Regen strömt so heftig herein, dass meine nasse Bettwäsche wie Seetang an meiner Brust klebt, als ich mich aufsetze. Wäre ich nicht wissenschaftlich veranlagt, könnte der Traum mir zusammen mit der Dusche im Bett wie ein schlechtes Omen erscheinen. Aber ich bin eine nicht abergläubische Atheistin, deswegen stört es mich nicht.

Wenn ich das Fenster zumachen will, muss ich mit der Faust laut gegen das Glas schlagen, also schleiche ich zu Moms Zimmer am Ende des Flurs und sehe nach, ob sie noch im Bett liegt. Durch den schmalen Schlitz zwischen der Wand und der Tür sehe ich sie: Sie schläft nicht, aber sie liegt in Unterwäsche auf ihrer Decke und streicht sich mit einem nicht angezündeten Joint aus der Apotheke übers Kinn. In letzter Zeit läuft sie oft halb nackt durchs Haus, was ich nicht besonders toll finde. Sie sagt, ihr wäre heiß, sie würde verglühen,

richtig brennen, aber nichts hilft – weder gefrorene Erbsen auf der Stirn noch ein Bad in Eiswasser oder die klebrige Salbe, die ich bei Walgreens gekauft habe und die nach künstlicher Minze riecht. Was ist, wenn das alles nur in meinem Kopf ist?, hat sie eines Tages gefragt, nachdem ein Arzt vorgeschlagen hat, sie soll zweimal täglich Tabletten nehmen, um die Hitzezwallungen zu verhindern. Ist es nicht, sagte ich. Aber selbst wenn, dann wäre es immer noch echt.

So leise wie möglich schließe ich die Tür, aber als sie zuklickt, höre ich das Federn der Matratze. »Jane?«, fragt Mom. »Ist etwas passiert?« Da bin ich schon halb in meinem Zimmer, wo der Regen so schnell und heftig hereingeweht wird, dass meine Bettdecke quatscht, als ich mich in der Jogginghose darauf knie und mit einem festen Schlag das Fenster schließe.

Draußen riecht es nach Seetang und Krabbenschalen, was bedeutet, dass die Straße überflutet ist. Der Schneesturm im Januar hat Risse in einen Teil der Ufermauer gesprengt, aber das interessiert niemanden, weil es auf unserer Seite des Strands passiert ist, wo tatsächlich Leute leben, und nicht auf der anderen Seite mit den »Sommerhäusern«. Manchmal wate ich barfuß durch das strömende Wasser und versuche, mit unserem Küchensieb Sanddollars oder Pfeilschwanzkrebse zu fangen (wenn ich sie auf meinem Fensterbrett trockne, kann ich sie den Souvenirläden am Hafen verkaufen), und der ein oder andere Nachbar beobachtet mich von seiner Veranda aus. Dann nickt er aggressiv und sagt etwas wie: »Und das finden die so in Ordnung?«, nur sagt keiner, was er mit *die* oder *das* meint.

Es ist früh, sieben Uhr, und es ist noch niemand auf. Unter der Markise mit Fernbedienung, mit der Mom ihr Auto vor den Elementen schützt, weil wir keine richtige Garage

haben, sondern nur eine Einfahrt, die wir im Sommer als Terrasse nutzen, setze ich mich auf mein Fahrrad. Ich binde Plastiktüten um den Sattel und meinen Kopf, auch wenn meine Haare blöd aussehen, egal was ich mache, weil ich von irischen Bauern mit dichten Locken abstamme, die zu viel Kohlenhydrate gegessen haben. Als ich gerade auf die Straße fahren will, höre ich, wie unsere Nachbarin die Seitentür öffnet. Sie ist vor sechs Monaten eingezogen, kurz vor dem Schneesturm. Wir haben uns nicht vorgestellt, auch keinen Kuchen vorbeigebracht oder ihr einen Zettel in den Briefkasten geworfen, was wohl heißt, dass wir unfreundlich sind. Sie ist schwanger – war sie von Anfang an –, aber ich habe drüben nie einen Mann gesehen. Heute trägt sie ein Schlaf-shirt in Übergröße und, soweit ich es erkennen kann, keine Hose. Ihre Beine sind sehnig und sehen aus, als hätte sie ein schmales Becken, das ein Baby nicht so einfach durchlassen wird. Ich werde nie Kinder bekommen, weil ich nicht gern unnötige Schmerzen ertrage.

Sie reibt ihren großen Bauch unter dem großen Shirt und schaut auf die Straße. »Muss was Besonderes sein«, sagt sie, und ich sehe mich tatsächlich um, wer so früh noch auf ihrer Veranda ist, weil sie doch garantiert nicht mit mir spricht.

»Was?«

»Der Junge muss was Besonderes sein, wenn du dich bei dem Unwetter aufs Fahrrad setzt.« Durch den Regen klebt das Shirt an ihrem Bauch, und ich kann ihren nach außen gestülpten Nabel als spitzen Knubbel sehen. Wir schauen einem Stück Holz nach, das die Straße hinuntertreibt, und ich wünsche, ich könnte mich daran festhalten und mich von diesem Gespräch wegziehen lassen. »Was hält deine Mom von ihm?«



»Ich fahre zur Arbeit«, erkläre ich und zupfe am Kragen meines Poloshirts von Village Market.

»Das ist doch schön.« Sie faltet die Hände unter ihrem Bauch, als könnte er ohne ihre Finger als Sicherheitsnetz abfallen. »Angeblich können wir Frauen heutzutage ja alles haben.«

Darauf fällt mir keine Antwort ein, aber das macht nichts, denn sie zieht mit ihrem großen Zeh die Tür auf und schlüpft wieder ins Haus.

Niemand ist auf der Straße, abgesehen von magersüchtigen Müttern auf dem Weg zum Fitnesstraining, sonnenverbrannten alten Männern, die zum Jachthafen wollen, und mir. Unsere Nachbarin hat recht damit, dass ich jemand Besonderes sehen werde, aber es ist kein Junge.

Einer der alten Männer fährt sein Fenster herunter, um sich zu unterhalten, als wir an einer Ampel neben den Salzwiesen stehen. Verwilderte Rohrkolben ragen schwer vom Regen in unsere Fahrbahn, und ich muss die Augen zusammenkneifen, damit kein Wasser hineintropft. »Was für ein Junge überlässt denn seine Freundin sich selbst bei diesem Wetter?«, fragt er. Seine Lippen, auf denen kleine Stückchen Kautabak zittern, bewegen sich weiter, als er schon nicht mehr spricht.

Ich versuche, mich an den Ton zu erinnern, den ich früher bei den Angelfreunden meines Vaters angeschlagen habe. »Die Art Junge, die nicht mithalten kann.«

Er lacht sehr darüber und schlägt mit seinen Wurstfingern aufs Lenkrad. Männer lieben es, wenn man sich über andere Männer lustig macht. Sie finden, es Sorge dafür, dass »sie nicht übermütig werden«, was sie offenbar nicht allein schaffen.

»Bleib so pffiffig, junge Dame«, sagt er, bevor die Ampel umspringt und er losfährt. Mit kleinen, geröteten Augen beobachtet er mich in seinem Seitenspiegel, und ich strample extra schnell, um ihn zu überholen, einfach, weil ich es kann. Der Wind treibt mir den Regen scharf gegen die Wangen, meine durchnässten Socken klatschen wie tote Fische gegen meine Knöchel, und mir fällt wieder ein, wie sehr ich es früher geliebt habe, schnell zu sein. Wenn ich etwas will, verdränge ich jeden Gedanken daran, dass es unmöglich sein könnte. Dadurch habe ich so viele Rennen gewonnen. Die anderen Mädchen sind auf etwas Dummes wie Hoffnung zugelaufen. Ich lief auf das Unvermeidliche zu.

Die Straße wird zu einer Brücke, die gewölbt über die Bucht führt und dann zum glatten Asphalt der Main Street abfällt, der Straße zwischen den Anlegestellen und den bonbonfarbenen Markisen der Läden. Ich rase im niedrigsten Gang durch den Hafen, über mir kreischen die Möwen, die Läden neben mir verschwimmen, und unter mir spritzt das Wasser aus den Pfützen. Weil ich keine Regenjacke trage, rinnt mir das Wasser unters Shirt und macht meinen BH nass, was sich anfühlt, als hätte ich einen Eisbeutel um die Rippen geschnallt. Warum mache ich das eigentlich?, denke ich, als wüsste ich es nicht längst.

Es regnet noch heftiger, und ich halte den Kopf gesenkt, bis ich die Route 5A erreiche, den einzigen Highway, der durch die Stadt führt. Aus Gründen, die meine Mutter »eindeutig irre« nennt, steht an der Kreuzung mit der Main Street nur ein Stoppschild statt einer Ampel. In der Schule nennen alle sie die Mörderauffahrt, was die Eltern gern erwähnen, wenn wieder einmal jemand stirbt und sie einen Kommentar an den *Mariner* schicken. Ihre Artikel sind alle gleich: *Das Problem*

*mit den Kindern heutzutage*, denn wenn man auf der 5A stirbt, war man wahrscheinlich betrunken oder wurde von einem Betrunkenen angefahren, was die Autoren immer wieder zum gleichen Schluss kommen lässt, entweder liegt es an *schlechter Erziehung* oder an *nicht genug Kirche*. Ich weiß nicht, warum sie nicht mal einen von uns fragen. Die Antwort ist einfach: Die Welt fühlt sich groß und grenzenlos an, wenn man betrunken in einem schnellen Auto sitzt, und klein und erstickend überall da, wo sie einen im Blick haben.

Am Straßenrand stehen so viele weiße Fähnchen, dass sie von Weitem wie Wildblumen auf einem Feld aussehen. Früher wurde mir immer schlecht, wenn ich an ihnen vorbeifuhr, einmal musste ich mich tatsächlich übergeben – ich bin nicht mal abgestiegen, ich habe nur schneller gestrampelt, den Kopf zur Seite gedreht und den Mund aufgemacht. Aber letztes Jahr gab es irgendeinen Jahrestag zum ersten Fähnchen, und plötzlich fingen die Leute an, sich mit ihnen zu fotografieren. Meistens Kinder aus der Schule, aber auch ein paar Fremde. Es waren so viele, dass sie auf die Straße traten, die Autos ignorierten, die auf die linke Fahrspur ausweichen mussten, und auch mich auf meinem Fahrrad ignorierten, bis ich so nah kam, dass sie *Pass auf!* riefen. Sie waren beschäftigt. Sie schrieben lange Bildunterschriften über Kindheit und Engel und die Vergänglichkeit des Lebens, sie markierten all ihre Freunde, sie markierten ihre Freunde noch einmal, weil sie jemanden vergessen hatten, sie sahen traurig aus, sie sahen aus, als hätten sie Verstopfung, weil sie nicht wussten, wie man traurig aussieht, sie nahmen sich gegenseitig in den Arm, weil das hier das echte Leben war, weil sie erwachsen wurden, weil sie sich fragten, wie es sein würde, wenn sie starben, ob man sagen würde, sie seien witzig oder nett oder

klug oder hübsch oder heiß gewesen. Sie dachten nicht daran, dass niemand irgendetwas über sie sagen würde, zumindest nicht lang. Wenn man sich an einer Stelle fotografiert, an der ein Kind gestorben ist, kommt man nicht zurück und macht es noch mal.

Wenn ich an den Fähnchen vorbeifahre, so wie jetzt, schaue ich nirgendwo anders hin als geradeaus in die Ferne.

Meine Kreuzung kommt schnell näher. Wasser spritzt an meine Waden, als ich mich nach rechts lehne, und dann lasse ich mich den Hügel hinunterrollen zu Sandpiper Coffee Roasters. Das einzige Auto auf ihrem Parkplatz ist ein weißer Jeep mit einem angeknibbelten Aufkleber auf dem Kotflügel, auf dem steht *MILF: Mann, ich liebe Frösche*. Wegen des zeretzten Aufklebers weiß ich, dass es Olivia Cushing gehört, weil ich im letzten Herbst gesehen habe, dass ihre Mom, die zufällig unsere Direktorin ist, auf dem Schulparkplatz versucht hat, ihn mit einer Rasierklinge abzukratzen. Ich fahre an dem großen Seitenfenster des Ladens vorbei und entdecke Olivia in der Ecknische, das Gesicht platt auf dem Tisch, die langen Haare umgeben ihren Kopf wie eine dunkle Pfütze. Sie ist ein Tornado – eines dieser Mädchen, die nicht nur sich selbst Probleme einbrocken, sondern allen um sie herum. Ich halte nichts davon, andere Leute in den eigenen Mist mit reinzuziehen.

Weil es keinen Fahrradständer gibt, kette ich mein Rad an einen Telefonmast, wo der Hinterreifen in ein vollgeregnetes Schlagloch eintaucht. Über dem Sandpiper sind auf drei Etagen Wohnungen, vor denen rostige Feuertreppen im Zickzack wie aufeinandergestapelte Zs bis zum Boden führen. Rob wohnt hier, der neue Mathelehrer meiner Schule. Er hat letztes Jahr in Amherst seinen Abschluss gemacht, aber *nicht*

an der UMass-Amherst, wie Direktorin Cushing extra klar gestellt hat. Auf der Feuerterasse ist nie jemand, weil vom ersten Absatz offenbar dauerhaft ein Schild herunterhängt, auf dem *VORSICHT REPARATURARBEITEN* steht.

Auf vom Regen rutschigen Stufen laufe ich die Treppe so schnell hinauf, dass sie unter mir schwankt wie ein Bootsanleger. Früher war ich Kurzstreckenläuferin, aber dann wurde ich eines Morgens wach und verstand nicht, warum ich meinen Wecker immer auf fünf Uhr stellte, nur um zu versuchen, schneller im Kreis zu laufen als die anderen dünnen weißen Mädchen, die ein Erfolgserlebnis brauchten. Das Leben ist zu kurz für sinnlose Erfahrungen, habe ich unserer Teamkapitänin gesagt, was im Rückblick vielleicht etwas zu direkt war. Herrje, sagte sie. Die werden dich da draußen fertigmachen, Jane.

Ich habe immer noch keine Ahnung, was sie damit meinte.

Robs Wohnung ist im dritten Stock, dem obersten des Gebäudes. Es ist beängstigend, so weit oben zu sein nur mit einem dünnen Metallgeländer hinter sich, aber ein bisschen Nervenkitzel mag ich. So war ich schon als Kind – ich habe die Zehen über den Rand des Bahnsteigs geschoben, mich über Felsvorsprünge gebeugt, solche Sachen. Es gibt einem ein Gefühl von Macht, so kurz vor einer schlechten Entscheidung zu stehen und sie dann nicht zu treffen.

Rob taucht gleich auf, als ich an sein Fenster klopfte. Seine Haare liegen heute gut, was sie öfter tun, seit ich ihm erklärt habe, dass man seine Locken nicht bürsten soll, sondern nur mit den Fingern kämmen, damit sie ihre Form bewahren. Er streckt mir seine Hand entgegen, aber statt sie zu ergreifen, schiebe ich ungelink ein Bein durchs Fenster und recke die Zehen, bis sie den Boden berühren. »Mein Gott, bist du nass«,

sagt er, als ich endlich ins Zimmer stolpere. Er beugt sich über meine Schulter, um den Kopf aus dem Fenster zu strecken. »Ich wusste gar nicht, dass es regnet.«

»Du Glücklicher.« Ich binde meine Schuhe auf, bringe sie ins Bad und lehne sie kopfüber an die Heizung. Meine Socken hänge ich auf die Stange des Duschvorhangs, wo von ihren Spitzen Wasser in die Wanne tropft. Er hat weder Waschmaschine noch Trockner hier, es gibt nur Gemeinschaftsgeräte im Keller, die alle im Haus benutzen. Ich knote die Plastiktüte auf, die während der Fahrt von meinem Kopf auf meine Schultern gerutscht ist wie der traurigste Schal der Welt. »Du hast keinen Fön, oder?«

Er bringt mir Kaffee in einem der Pappbecher von Starbucks, die er neben seiner Mikrowelle aufbewahrt. Spülen kann er nicht ausstehen. »Leider nein. Ich könnte dir aber einen besorgen, wenn du willst.« Er kommt ins Bad und öffnet das Schränkchen unter dem Waschbecken, als könnte sich da ein Fön verstecken. Tut er nicht.

Ich bereue es unglaublich, dass ich Rob erzählt habe, wir hätten kein Geld. Wahrscheinlich stellt er sich vor, wir würden im Keller der Episkopalkirche leben, wo sie die Suppenküche und den Spritzentausch betreiben. »Ich habe einen Fön«, stelle ich klar. »Nur *hier* nicht.«

»Sei nicht beleidigt«, sagt er, dabei bin ich nicht beleidigt, ich rede nur. Beleidigend ist höchstens die Aufmachung, die er für die Nachhilfe trägt, ein derart zerknittertes grünes Shirt, dass es wie eine Erbse aussieht, die zu lange in der Mikrowelle war. Er hat schöne Arme, weil er im College gerudert ist, aber seine langen Ärmel verbergen sie komplett. Für mich ist es wahrscheinlich besser, wenn er schlunzig aussieht. Rob gibt Nachhilfe bei Große Erwartungen, in dem Einkaufs-

zentrum gegenüber vom Village Market, wo ich arbeite. Ich werde richtig eifersüchtig, wenn ich mir vorstelle, wie er Bethany oder Amy oder wem auch immer gegenüber sitzt und sie daran erinnert, ihre Brüche zu kürzen, beide Seiten zu multiplizieren, die Lösung zu überschlagen. Es ist sexy, wenn jemand Sachen erklärt, die man nicht versteht.

Ich rieche, dass etwas anbrennt. Er isst seinen Toast so schwarz, dass seine Zunge davon dunkel wird, und er hört nie, wenn ich ihm sage, dass man von verbranntem Essen Krebs kriegt. »Willst du Frühstück machen oder Brandstiftung begehen?«, frage ich.

Er knallt die Tür zu, im Schränkchen fällt etwas um, das ich nicht sehen kann. »Willst du mir sagen, dass mein Toast fertig ist, oder bloß ein Arschloch sein?«

»Herrje, das war ein Witz.« Ich konzentriere mich darauf, ein loses Stückchen von meinem Fingernagel abzuknibbeln, damit ich ihn nicht ansehen muss. Bei Blickkontakt werden seine Launen oft schlimmer.

»Tut mir leid, wenn ich das Leben nicht als einen großen beschissenen Witz betrachte.«

Er stampft aus dem Bad, damit ich auch ja weiß, dass er wütend ist. Ich versuche, es mir nicht zu Herzen zu nehmen. Für einen Lehrer ist Rob echt sensibel.

Von der nassen Kleidung wird meine Haut kalt und juckt, deshalb ziehe ich meine Arbeitsuniform und die Unterwäsche aus und hänge sie über den Rand des Waschbeckens, wohin ein Sonnenstrahl durchs Fenster fällt. Ich sehe hässlich aus im Spiegel. Mein Körper ist ein langes Rechteck, weder Hüften noch Brust, nur über Knochen gespannte Haut, aber nicht wie bei einem Model, sondern wie bei einem unterernährten Teenager, der jeden Ego-Shooter durchgespielt hat. Ich frage

mich, ob ich hier wäre, wenn ich hübsch wäre. Es ist schwerer, etwas zu verstecken, das alle wollen.

Im Badezimmerschrank, unter einem Regal mit Bodyspray und Salben vom Arzt, finde ich ein Handtuch. Es ist dünn und schlammfarben und riecht muffig, aber wenigstens kann ich mir etwas Trockenes um die Brust wickeln. Ich halte es mit einer Hand zusammen und nehme mit der anderen den Kaffee.

Rob ist immer noch in der Küche, obwohl er den Toast nur mit Butter bestreichen und auf einen Teller legen muss.

»Alles in Ordnung?«, rufe ich den Flur hinunter.

»Alles gut. Warum sollte nicht alles gut sein?«, ruft er zurück.

Wenn er meint. Ich gehe in sein Schlafzimmer, setze mich auf die Bettkante und stütze den Kaffeebecher auf meinem nackten Knie ab, damit ich seine Hitze durch den Pappboden spüren kann. Rob kommt mit seinem Toast auf einem Teller nach, in seinem Kragen steckt eine Serviette wie bei einem kleinen Kind. An der Tür bleibt er stehen. »Was hast du da an?«, fragt er.

»Ein Handtuch.«

»Klugscheißer«, sagt er, aber jetzt lächelt er. Unsere Blicke treffen sich, und ich schaue nicht weg, obwohl mir eigentlich nicht ganz wohl dabei ist. Bei Rob ist alles ein Experiment. Ich lerne, was mir gefällt und was nicht, und ich kann sicher sein, dass er im Gegensatz zu den Jungs in der Schule keinem Menschen etwas davon erzählt.

»Liebst du mich?«, frage ich. Nicht, weil ich glaube, er würde Ja sagen. Sondern weil ich hören will, was er stattdessen sagt.

Sein Gesichtsausdruck verändert sich. Er schmeißt seinen Teller auf die Kommode und zieht mit dem Rücken zu mir

die Schubladen auf. »Hier.« Mit dem Gesicht immer noch zur Wand wirft er ein Flanellhemd und Boxershorts aufs Bett. »Zieh das an.«

»Ich habe dich was gefragt.« Die Knöpfe an seinem Hemd sind auf der anderen Seite, es ist nicht einfach, sie zu schließen. Die Boxershorts kann ich leichter anziehen, aber sie sind nicht so weich, wie ich gedacht habe – der steife Stoff erinnert mich an ein Krankenhaushemd.

Die Sehnen unter seinen Ellbogen spannen sich an, als er die Fäuste ballt. »Spiel nicht mit mir, Jane.«

»Ich weiß nicht, was du meinst.«

Er dreht sich um und atmet so schwer durch die Nase aus, dass ich den Luftzug im Nacken spüre. »Das ist nicht die Highschool. Das hier ist das echte Leben.« Dazu sage ich nichts. Er kniet sich vor mich und nimmt mein Kinn zwischen Daumen und Zeigefinger. »In Ordnung?«

»In Ordnung«, sage ich. Ein Tropfen fällt von meinen Haaren auf sein Handgelenk. Als ich spreche, spüre ich den Druck seiner Finger am Kiefer.

Er legt seinen Daumen auf meine Lippen, und ich öffne den Mund. Seine Haut schmeckt salzig. Ich könnte zubeißen.

Wir wissen beide, dass ich es nicht tun werde.

Als ich auf den Parkplatz vom Market einbiege, ist er leer bis auf zwei schief geparkte Autos und eine Schar zeternder Seemöwen. Der Regen hat endlich nachgelassen, ich stelle mich auf die Pedale und hebe das Gesicht der schwachen Sonne entgegen. Am Ende hat Rob meine Kleidung in den Wäschekeller gebracht und sie getrocknet, jetzt liegt mein Kragen noch warm an meinem Hals und riecht nach Jasmin von den Trocknertüchern, die er in Großpackungen kauft und in sei-

ner Wohnung verteilt, um die Mäuse fernzuhalten. Manchmal vergesse ich, wie glücklich einen Kleinigkeiten machen können.

Mitarbeiter nehmen den Hintereingang neben der Betonrampe, an der die Lieferwagen ausladen. Ich kette mein Fahrrad an das verrostete Gatter für die Einkaufswagen neben dem Müllcontainer, noch aus der Zeit, als der Market ein inhabergeführtes Geschäft mit Apotheke war und halb so groß wie heute. Ich habe gehört, dass die ursprünglichen Besitzer verkauft haben, nachdem ihr Sohn in der Spätschicht eine Überdosis genommen hat – sie haben ihn im Kühlraum neben den Kisten mit dem abgepackten Fleisch gefunden. Ob das mit der Überdosis stimmt, kann ich nicht sagen. Ich weiß nicht mehr, wer mir die Geschichte erzählt hat oder was er damit bei mir auslösen wollte.

Ich gehe hinein und sehe im Hinterzimmer Erics Fleecejacke an der Garderobe. Wenn ich so etwas wie einen Feind habe, ist er es, weil er zu groß ist und schlecht arbeitet. Ich überlege kurz, ihm die alten Twinkies aus dem Wagen mit den abgelaufenen Lebensmitteln in die Taschen zu stopfen, bevor ich meine Stempelkarte durch den Schlitz im Plastikkasten an der Wand ziehe.

»Hallo, Stolperfalle«, sagt Eric, als ich durch die Schwingtür den Feinkostladen betrete. So nennt er mich, seit ich die Fliesen vor der Käsetheke gewischt habe und eine Frau in mittleren Jahren ins Rutschen gekommen ist wie auf einer Eisfläche. Ihr ist nichts passiert, sie hat sich beim Sturz nur das Handgelenk geprellt (und dabei hatte ich nicht nur ein *VORSICHT-NASS*-Schild aufgestellt, sondern gleich zwei), aber unser Filialleiter Ricky hat trotzdem eine richtige Panikattacke bekommen.

Ich sage nicht mal Hallo, ich gehe einfach zur Spüle und wasche mir die Hände. Eric ist auch im zweiten Highschooljahr, aber er geht zur Beacon Prep, an die man geschickt wird, wenn man reich, männlich und von öffentlichen Schulen eingeschüchtert ist. Er arbeitet nur hier im Laden, weil sein Vater im Ort einen Hummerhandel besitzt und will, dass Eric das Geschäft »von der Pike auf« lernt. Sein Vater bildet sich etwas darauf ein, dass er ein Selfmademan ist, was offenbar heißt, ein Geschäft zu besitzen, das seit Jahrzehnten von Vater zu Sohn vererbt wird. Als ich Eric gefragt habe, warum er nicht für seinen Vater arbeitet, hat er die Nase gerümpft und gefragt, ob ich schon mal ein Hummerboot gerochen hätte.

»Hast du nach der Temperatur von den Sandwiches geguckt?«, frage ich.

»Nein.«

»Hast du die Sandwiches überhaupt rausgeholt?«

Er lehnt sich gegen die Zutatentheke, öffnet eine Schachtel mit Gummihandschuhen und dehnt einen, bis er reißt.

»Nein.«

»Hast du irgendwas gemacht?«

»Jedes Mal dieselben Fragen.« Er schnalzt mit der Zunge.

»Du bist total berechenbar, weißt du das?«

Ich nehme ein Tuch aus dem Schrank über der Theke, gehe herum und wische sie von der Kundenseite ab. Als ich verschmierten, eingetrockneten Krautsalat wegreiben will, fällt ein Schatten auf das ausgestellte Fleisch in der Theke.

»Eric?«, fragt unser Filialleiter. Noch in der Hocke drehe ich mich um. Ricky reibt sich so fest die Hände, dass kleine Stückchen gerollter Haut auf das gesprenkelte Linoleum rieseln. Vor Kurzem hat er uns erzählt, dass er angefangen hat, Prozac zu nehmen, aber nicht glaubt, dass es wirkt.

Ich widme mich wieder dem Krautsalat. Durch die von Fingerabdrücken verschmierte Abdeckung kann ich Eric von der Hüfte abwärts sehen: glänzender Ledergürtel und ausgebeulte Taschen mit einem Vape Pen und dem Schlüssel vom Mercedes seiner Mom. »Was?«, fragt er.

»Ich würde gern unter vier Augen mit dir sprechen.«

Seine Khakihose knittert am Oberschenkel, als Eric einen Schritt nach vorn macht. »Kriege ich jetzt Ärger? Ich wollte gerade die Sandwiches rauslegen.«

»Nein, nein, nichts dergleichen. Geh schon mal vor in mein Büro.«

Eric's Hände über dem eingeschweißten glasierten Schinken zittern. Die Truhe ist von meinem Atem beschlagen, und ich wische sie mit dem Ellbogen sauber. Auf der anderen Seite ballt er die Hand zur Faust, nur den Mittelfinger hält er gerade und tippt damit einmal gegen das Glas, direkt über meiner Nase.

»Na bitte«, sagt Ricky, als Eric den Feinkostbereich verlässt. Dann wendet er seine Aufmerksamkeit mir zu. Meine Knie knacken, als ich aufstehe. Ricky sieht sich zu allen Seiten um, als wollte er mir etwas Verbotenes erzählen. »Eric kommt heute nicht zurück, in Ordnung?«

»Feuerst du ihn?« Als ich mir das vorstelle, verspüre ich das gleiche kribbelige, befriedigende Gefühl wie früher, wenn ich beim Rennen ein anderes Mädchen überholt habe.

Ricky wirkt entsetzt, aber das passiert schnell. »Nein, nein. Es ist was rein Persönliches.«

»Ist alles in Ordnung?«

Aus den Lautsprechern kommt »You're So Vain«. Ricky hebt den Kopf und hält eine Hand hoch, als wollte er bei seinem Leben schwören. Er liebt es, mehr zu wissen als andere. »Das kann ich wirklich nicht sagen.«

Nach der Arbeit fahre ich mit dem Rad zum Strand und rauche bei den Gezeitentümpeln. Hier ist einer der wenigen Orte, an denen ich ungestört allein sein kann. Früher bin ich in die Bibliothek gegangen, aber dann ist mir eines Abends eine Frau gefolgt, als ich mein Fahrrad holen wollte. Ich habe das Klatschen ihrer Flipflops auf dem Gehweg gehört, als ich mich hinkniete, um mein Schloss zu öffnen, und dann ihren feuchten Atem hinter mir. Du solltest im Dunkeln nicht allein draußen sein, sagte sie, als ich aufschaute. Ihr Pferdeschwanz war so straff gebunden, dass es aussah, als würde ein Teil ihrer Stirn mit nach hinten gezogen.

Bin ich ständig, sagte ich.

Und was hält deine Mutter davon? Ein Windstoß fuhr über den Parkplatz, und sie steckte die Hände in die Kängurutasche ihres roten Sweatshirts. Auf der Brust stand in hässlichen Blockbuchstaben *Vorstand Elternausschuss*.

Ihr ist das egal, antwortete ich ihr.

Vielleicht sagt sie, dass es ihr egal ist, aber das ist es nicht.

Doch, wirklich. Es ist ihr egal. Ich stellte die richtige Kombination ein, und das Schloss öffnete sich. Kann ich jetzt gehen?

Du erinnerst mich an meine Tochter. Die Frau bewegte die Hände in der Tasche – es sah aus, als würde sich ein Eichhörnchen darin winden. Sie findet, dass ich schlechte Rat schläge gebe.

Ich kenne Ihre Tochter nicht. Ich schwang ein Bein über den Sattel und stand da, die Fersen vom Boden gehoben.

Nein, sagte die Frau und schaute über meine Schulter. Wahrscheinlich nicht. Dann starrte sie zum Mond hinauf, der als verschwommene Sichel über den Bäumen hing, und ich radelte los. Pass auf, dass dir nichts passiert, rief sie mir nach,

als könnte ich das kontrollieren oder als könnte sie das, indem sie es sagte.

Ich ziehe meine Turnschuhe und Socken aus, tauche die Zehen ins Wasser und beschreibe im sandigen Tümpel Kreise, bis ein Strudel entsteht. Die Oberfläche des wirbelnden Wassers, in dem sich der Rauch meiner Zigarette spiegelt, erinnert mich an das marmorierte Papier, das wir in der Grundschule im Kunstunterricht gemacht haben. Früher habe ich vor dem Training geraucht, ich habe mich hinter dem Footballschuppen versteckt und so viele Parliaments gequalmt, wie ich konnte, bevor jemand nach mir suchte. Nach ein paar Zigaretten bin ich schneller gelaufen – das war einfach so. Wenn ich danach leicht benommen und mit enger Brust meine Runden auf der Bahn drehte, stellte ich mir vor, wie mein Körper sich von innen heraus reinigte, er verbrannte, damit ich ihn wieder aufbauen konnte. Wenn ich schnell genug rannte, würde alles verglühen. Was hieß, dass ich neu sein konnte.

Ich bleibe nicht lange bei den Gezeitentümpeln. In einem der vermieteten Häuser am Strand feiert jemand Hochzeit, und beschwert sich lautstark über den Sand und den Geruch. Als ich an ihrer Veranda vorbeigehe, sehe ich, wie sich der Netzstoff des Rocks zwischen den Holzpfeuern hindurchschiebt, und höre sie fragen, warum hier draußen irgend so ein Mädchen ihre Fotos ruiniert – weiß es nicht, dass hier quasi ein Privatgrundstück ist?

Auf dem Heimweg fahre ich durchs Drive-in der Apotheke und hole Moms Medizin. Wie jedes Mal beim Bezahlen halte ich den Atem an, weil ich immer noch Dads Karte benutze, die ich ihm letztes Jahr aus dem Portemonnaie geklaut habe, als er anfang, davon zu reden, in den Westen zu ziehen. Zu der Zeit hat er Mom auch gesagt, er hätte so viel Geld auf seinem

medizinischen Sparkonto, dass sie sich überhaupt keine Sorgen machen müsste, solange er weg ist. Das ist ihre Schwachstelle. Wenn ihr jemand sagt, er hätte etwas Gutes getan, will sie ihm nur zu gern glauben.

Natürlich weiß er, dass ich die Karte habe, immerhin bezahle ich damit jeden Monat zwischen fünfhundert und tausend Dollar für Medikamente. Eine Möglichkeit ist, dass er aus schlechtem Gewissen nicht anruft und danach fragt, weil er sich kein einziges Mal bei uns gemeldet hat, seit er gegangen ist. Die andere Möglichkeit ist, dass er glaubt, er könnte das Geld irgendwann zurückzahlen, solche Sachen macht er sich nämlich vor. Höchstwahrscheinlich ist es eine Kombination aus beidem. Seine Schwachstelle ist sein Glaube, er könnte sich verändern, trotz überwältigender Beweise für das Gegenteil.

Als ich nach Hause komme, liegt Mom bei geschlossener Jalousie und ausgeschaltetem Licht in meinem Bett und liest eine Zeitschrift. Sie ist high, das weiß ich, weil sie nur dann ohne Erlaubnis in mein Zimmer geht. Normalerweise hält sie sich daran, zu fragen. Ich schalte das Licht ein.

»Ich sehe, du hast meine Giftmischung mitgebracht«, sagt sie und zeigt auf die Papiertüte mit ihren Tablettenröhrchen. »Wo warst du noch?«

Ich schleudere meine Turnschuhe von den Füßen, und sie prallen mit einem leisen, dumpfen Geräusch von der Wand ab. »Arbeit.«

»Arbeit, Arbeit, Arbeit.« Sie singt es leise, als wäre es eine Zeile aus einem Musical. »Du arbeitest zu viel, Schätzchen.«

»Ich arbeite gerade genug.« Auf ihrem Schoß steht ein Pappteller mit einem aufgewärmten Stück der Pizza, die wir letzte Woche bestellt haben, unter der Kruste hat sich oran-

gefarbenedes Öl gesammelt. »Schmier das bitte nicht auf meine Bettdecke.«

Sie reißt Mund und Augen auf und macht aus ihrem ganzen Gesicht ein erschrockenes O. Wenn sie bekifft ist, benimmt sie sich wie eine Pantomimin. »Das würde ich doch nie machen. Immerhin muss ich die Sachen ja auch waschen.« Sie hebt die Pizza an den Mund und beißt ab. Ihre Mundwinkel glänzen vom Fett, auf ihrem Kragen liegen Krümel. »Was hast du nach der Arbeit gemacht? Hattest du nicht um vier Feierabend?«

»Ich war in der Bibliothek.« Ich krabble neben ihr unter die Bettdecke. »Und was hast du so gemacht?«

»Ach, das Übliche.«

»Ist es schlimm?« Ich drehe mich auf die Seite und sehe sie an. Tagsüber raucht sie nur, wenn sie sich vor Schmerzen selbst das Becken brechen und ihr Gehirn durch die Ohren rausschütteln will. So beschreibt sie es, wenn sie witzig sein will. Wenn sie nicht witzig sein kann, macht sie die Badezimmertür hinter sich zu, legt sich nackt in die leere Wanne und lässt sich heißes Wasser über den Kopf und die Papierklammern laufen, die sie sich an den weichen Teil ihres Unterbauchs gesteckt hat. Akupunktur Marke Eigenbau.

»Hast du was gegessen?«, fragt sie.

»Brauchst du Advil?« Rezepte für Percocet oder OxyContin bekommt man nicht mehr so leicht, zumindest nicht in dieser Gegend. Und Moms Schmerzen haben keinen Auslöser, sagen die Ärzte, womit sie es sich bequem machen, weil Mom jedes Mal auf dieselben Stellen unter ihrem Nabel und am Hinterkopf zeigt, wenn sie gefragt wird. Was bedeutet, dass die Ärzte keinen *Beweis* für einen Auslöser sehen, weil man als Arzt offenbar alles anzweifelt, was ein Patient sagt, bis es durch einen Scan oder einen Test bewiesen ist.